

Die Zähmung der Monster

Michael White/David Epston

Der narrative Ansatz in der Familientherapie

Übersetzt aus dem Englischen
von Marion Balkenhol und Dietmar Fulde

Siebte, unveränderte Auflage, 2013

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold (Kaiserslautern)	Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Prof. Dr. Dirk Baecker (Friedrichshafen)	Dr. Wilhelm Rotthaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Bernhard Blanke (Hannover)	Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)	Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Alfter bei Bonn)	Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Dr. Barbara Heitger (Wien)	Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)	Prof. Dr. Jochen Schweitzer (Heidelberg)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)	Prof. Dr. Fritz B. Simon (Berlin)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)	Dr. Therese Steiner (Embrach)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Potsdam)	Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin (Heidelberg)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)	Karsten Trebesch (Berlin)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)	Bernhard Trenkle (Rottweil)
Prof. Dr. Friedebert Kröger (Heidelberg)	Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Tom Levold (Köln)	Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblenz)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)	Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Dr. Burkhard Peter (München)	Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)	Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)
Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)	

Umschlaggestaltung: Uwe Göbel

Satz: Beate Ch. Ulrich

Printed in Germany

Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe, www.fgb.de

Siebte, unveränderte Auflage, 2013

ISBN 978-3-89670-528-0

© der deutschen Ausgabe: 1990, 2013 Carl-Auer-Systeme Verlag
und Verlagsbuchhandlung GmbH, Heidelberg

Alle Rechte vorbehalten

Das Original erschien unter dem Titel:

»Narrative Means to Therapeutic Ends«.

© Dulwich Centre Publications, 1989. Adelaide, Australien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.

Wenn Sie Interesse an unseren monatlichen Nachrichten aus der Vangerowstraße haben,
können Sie unter <http://www.carl-auer.de/newsletter> den Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag GmbH
Vangerowstraße 14
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21-64 38 0
Fax 0 62 21-64 38 22
info@carl-auer.de

.....

4. Erzählte Therapie

Unserer Ansicht nach sollten die wissenschaftlich-logische Denkweise und die sich damit verbindenden wissenschaftlichen Theorien im Bereich der Geisteswissenschaften, vor allem dort, wo sie sich auf Gesellschaftsstrukturen beziehen, ernsthaft in Frage gestellt werden. Zu diesem Zweck ist es hilfreich, wenn man die Wissenschaftlichkeit erzeugende Denkweise von der Denkweise unterscheidet, die wir für die Interpretation von Ereignissen in menschlichen Systemen für angebracht halten.

Jerome Bruner (1986) hat diese Unterscheidung getroffen. Er stellt die logisch-wissenschaftliche der „erzählenden“ Denkweise gegenüber.

Es gibt zwei Arten kognitiver Tätigkeit, zwei Denkweisen, die beide genaue Wege vorgeben, wie Erfahrung geordnet und Realität errichtet wird. Eine gute Geschichte und ein gut formuliertes Argument sind von Natur aus verschieden. Beide können dazu benutzt werden, einen anderen zu überzeugen. Allerdings ist das, wovon sie überzeugen, völlig verschieden: Argumente überzeugen von ihrer Wahrheit, Geschichten von ihrer Lebensechtheit. Die eine kann durch eine mögliche Berufung auf Verfahren zur Aufstellung formeller und empirischer Wahrheit überprüft werden. Die andere stellt keine Wahrheit, sondern Wahrscheinlichkeit auf (S. 11).

Daher ist die Tätigkeit, die der logisch-wissenschaftlichen Denkweise entspringt, völlig anders als die Tätigkeit, die aus der erzählenden Denkweise resultiert. Die Kriterien für die Erstellung eines guten logischen Arguments und die für eine gute Geschichte sind nicht miteinander vergleichbar.

Die logisch-wissenschaftliche Denkweise umfaßt Verfahren und Gepflogenheiten, die sie als ein legitimes Bemühen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft rechtfertigen, Verfahren und

Gepflogenheiten, die die Anwendung „formaler Logik“, „genauer Analyse“, „empirischer Entdeckung unter vernünftigen Hypothesen“ vorschreiben, die Schaffung universeller statt „wahrer Voraussetzungen“, und einer Theorie, deren Richtigkeit „überprüfbar“ ist. Den Kontext für dieses Bemühen liefert der Indikativ, da die paradigmatische oder logisch-wissenschaftliche Denkweise „... versucht, das Ideal eines formellen, mathematischen Systems der Beschreibung und Erklärung zu verwirklichen. Sie kategorisiert oder legt Begriffe fest und wendet Verfahren an, mittels derer Kategorien erstellt, verfügbar gemacht, idealisiert und miteinander in Beziehung gesetzt werden mit dem Ziel, ein System zu bilden ... Im Großen und Ganzen bewegt sich die logisch-wissenschaftliche Denkweise ... im Bereich allgemeiner Verursachungen, die sie durch Verfahren festlegt, die sich vergleichen lassen und auf ihre empirische Wahrheit überprüft werden können. Ihre Sprache soll dem Anspruch auf Konsistenz und Widerspruchslosigkeit genügen“ (1986, S. 12–13).

Im Gegensatz dazu ist die erzählende Denkweise gekennzeichnet durch gute Geschichten, die durch ihre Lebensechtheit Glaubwürdigkeit gewinnen. Sie handeln nicht von Verfahren und Gepflogenheiten für die Erarbeitung abstrakter, universeller Theorien, sondern beschäftigen sich mit den Besonderheiten der Wahrnehmung. Sie stellen keine universellen Wahrheiten auf, sondern verbinden Ereignisse in der Dimension Zeit. Eine Erzählung führt nicht zu Sicherheiten, sondern zu immer neuen Perspektiven. Diese Welt der Erzählungen ist eher durch den Konjunktiv als durch den Indikativ geprägt.

Bei seiner Untersuchung darüber, was eine Geschichte zu einer guten Geschichte macht, wodurch sich eine literarisch wertvolle Geschichte auszeichnet, geht Bruner (1986) von der Existenz gewisser Mechanismen aus, durch die ein Text mehrdeutig wird und die den Leser auffordern, „eine dem Text entsprechende Bedeutung zu finden“, so daß er zu einer möglichen Variante des tatsächlichen Textes wird. Mit diesen Mechanismen wird die Realität „konjunktiviert“. Bruner beschreibt deren drei:

Da ist zunächst die Auflösung von Voraussetzungen, das Vorhandensein impliziter statt expliziter Bedeutungen, da mit der Ausdrücklichkeit dem Leser die interpretative Freiheit genommen ist. Den zweiten Mechanismus bezeichne ich mit Subjektivierung: die Beschreibung der Realität nicht durch ein allwissendes Auge, das eine zeitlose Realität sieht, sondern durch den Bewußtseinsfilter

der Protagonisten dieser Geschichte. Der dritte ist die vielseitige Perspektive: die Wahrnehmung der Welt nicht auf unzweideutige Art und Weise, sondern durch mehrere Prismen gleichzeitig, von denen jedes einen Teil davon erfaßt. In diesem Fall bedeutet der Konjunktiv, daß man sich eher im Bereich menschlicher Möglichkeiten als ein für alle Mal gegebener Sicherheiten bewegt.

Auch Autoren anderer Fachgebiete haben hervorgehoben, wie wichtig die Konjunktivierung der Realität beim Aufbau eines Rahmens für Veränderungen oder neue Möglichkeiten und damit bei der Zuordnung neuer Bedeutungen ist. Victor Turner (1986) verbindet zum Beispiel den Konjunktiv mit dem Schwellen- oder Zwischenstadium beim sogenannten Durchgangsritual.

Manchmal spreche ich von der Schwellenphase, die in dem kulturellen Konjunktiv vorherrscht, dem Vielleicht, Eventuell, Als-ob, der Hypothese, Fantasie, Mutmaßung, dem Wunsche – je nachdem, ob Wahrnehmung, Affekt und Wollen vorherrschen (S. 43).

Obwohl Jerome Bruners Kommentare sich auf die Struktur literarisch wertvoller Texte beziehen, glauben wir, daß Menschen auch sonst ihrem Leben eine Bedeutung zuschreiben, indem sie ihre Erfahrungen zu Geschichten zusammenstellen, und daß diese Geschichten ihr Leben und ihre Beziehungen formen. Wir meinen auch, daß die meisten Unterhaltungen, einschließlich der „Selbstgespräche“, zumindest von den Rudimenten einer Geschichte geformt sind – sie haben einen Anfang, einen Wendepunkt und einen Schluß. Daher beschränkt sich die Erzählstruktur nicht auf literarische Texte.

Unser Leben gestaltet sich unentwegt in Erzählungen, in den Geschichten, die wir erzählen und die uns erzählt werden, die wir träumen oder uns vorstellen oder gern erzählen möchten; Erzählungen, die in der Geschichte unseres Lebens aufgearbeitet werden, die wir uns selbst in einem episodischen, manchmal halb bewußten, im Grunde aber ununterbrochenen Monolog erzählen. Wir sind in eine Erzählung eingebettet, zählen die Bedeutung unserer vergangenen Taten auf und schätzen sie neu ein, ahnen den Ausgang unserer Projekte für die Zukunft und setzen uns dabei an die Schnittstelle verschiedener unvollendeter Geschichten (Brooks 1984, S. 3).

In der folgenden Erörterung verdeutlichen wir die Unterschiede zwischen der logisch-wissenschaftlichen und der erzählenden Denkweise unter Berücksichtigung verschiedener Dimensionen.

Erfahrung

Bei der logisch-wissenschaftlichen Betrachtungsweise werden die Einzelheiten persönlicher Erfahrung zugunsten konstruierter Schemata, Ereigniskategorien, Klassifizierungs- und Diagnosesysteme außer acht gelassen.

Im Gegensatz dazu zieht die erzählende Denkweise die Einzelheiten gelebter Erfahrung vor. Die gelebte Erfahrung ist das „Entscheidende“, und es sind die Verknüpfungen zwischen den Aspekten gelebter Erfahrung, die für Sinn und Bedeutung sorgen.

Nur wenn wir die uns beschäftigende gegenwärtige Erfahrung mit den kumulativen Ergebnissen ähnlicher oder zumindest relevanter, wenn nicht gar ungleichartiger, aber gleichermaßen intensiver vergangener Erfahrungen verbinden, kann die Art von Beziehungsstruktur entstehen, die einen „Sinn“ gibt (Turner 1986, S. 36).

Zeit

Da sich die logisch-wissenschaftliche Denkweise mit der Ableitung allgemeiner Naturgesetze und mit der Konstruktion einer Welt beschäftigt, die aus universellen Tatsachen besteht, von denen man annimmt, sie seien immer und überall wahr, bleibt die Dimension Zeit ausgeschlossen. Die zeitliche Dimension hat auf die Interpretation von Ereignissen in dieser Welt nicht nur keinen Einfluß, sondern die Deutungen müssen etwaige zeitliche Auswirkungen transzendieren – sie müssen „der Zeit standhalten“ und Unveränderlichkeit demonstrieren, um als wertvoll eingestuft oder für „wahr“ gehalten zu werden.

Im Gegensatz dazu ist die Zeitlichkeit ein wichtiges Kriterium für die erzählende Denkweise, in der Geschichten nur kraft der Verknüpfung sich entwickelnder Ereignisse im Laufe der Zeit existieren. Diese lineare zeitliche Abfolge von Ereignissen ist notwendig für das Entstehen eines jeden „erzählten Sinnes“. Geschichten haben einen Anfang und einen Schluß, und dazwischen vergeht Zeit.

Diese vorläufige Definition zeigt deutlich, wie sich in einer Geschichte jeweils mehrere Ereignisse verknüpfen. Eine Geschichte besteht in dem Maße aus Ereignissen, wie ein zentrales Thema daraus eine Geschichte macht. Dieses Thema zeigt sich somit an der Schnittstelle von Zeitlichkeit und Erzählbarkeit angesiedelt (Brooks 1984, S. 3).

Sprache

Die logisch-wissenschaftliche Denkweise kreist um linguistische Praktiken, die sich auf den Indikativ stützen, um Unbestimmtheit und Komplexität zu reduzieren. Mittels dieser Praktiken versucht man, Realität zu begründen und den Sprechenden eine gewisse Substanz an die Hand zu geben, und der Welt, die sie bewohnen, Materialität und Bestimmtheit zu verleihen.

Da Konsistenz und Widerspruchslosigkeit die beherrschenden Kriterien dieser Weltkonstruktion sind, eliminiert man mögliche andere Bedeutungen durch unzweideutige Wortwahl und zieht quantitative den qualitativen Beschreibungen vor. Technische Sprachen versuchen, die Risiken einer Polysemiotik zu reduzieren; d. h. die Menge der Wörter einzuschränken, die mehr als eine Bedeutung haben und sich für eine Verwendung in verschiedensten Kontexten anbieten. Der geheiligte Zweck besteht darin, die Identität einer Bedeutung mit Blick auf das beabsichtigte „Argument“ sicherzustellen.

Die erzählende Denkweise stützt sich dagegen auf linguistische Praktiken, die sich des Konjunktivs bedienen, um eine Welt impliziter statt expliziter Bedeutungen zu schaffen, um den Bereich der Möglichkeiten durch „Einführung neuer Voraussetzungen“ zu erweitern, um „vielfältige Perspektiven“ zu eröffnen und um den „Leser“ zu neuer Sinnstiftung anzuregen. Diese sprachlichen Praktiken führen zu einer Anerkennung der Komplexität und Subjektivität unserer Erfahrung.

Statt der unzweideutigen Wortwahl wird Polysemiotik begrüßt. Jederzeit wird zu mehr als einer Interpretation oder Lesart aufgefordert und mit der Vergrößerung unserer sprachlichen Ressourcen erweitert sich der Bereich möglicher Realitäten. Die jeweils einzigartige Kombination von normalen, poetischen oder bildhaften Beschreibungen wird technischen Beschreibungen vorgezogen; die Konversation ist weniger zweckorientiert als frei forschend.

Persönliche Wirksamkeit

Die logisch-wissenschaftliche Denkweise stellt eine Persönlichkeit als passives Betätigungsfeld unpersönlicher Kräfte, Antriebe, Anstöße, Energieübertragungen usw. dar. Das ist in den von ihr benutzten Termini vorgegeben. In ihren Fragestellungen geht sie davon aus, daß es interne oder externe Kräfte gibt, die auf einen Menschen

einwirken, und daß diese Kräfte dessen Leben formen und gestalten. Manchmal werden Menschen in dieser Art wissenschaftlicher Untersuchung zu hochentwickelten Automaten degradiert.

Die erzählende Denkweise stellt einen Menschen als Protagonisten oder Teilnehmer in eine Welt, in der er ständig agiert. Es ist eine Welt interpretativer Handlungen, eine Welt, in der jede Nacherzählung einer Geschichte eine neue Erzählung darstellt, eine Welt, in der Menschen zusammen mit anderen an einer „Neufassung“ ihrer Geschichte und damit auch an der Gestaltung ihres Lebens und ihrer Beziehungen arbeiten.

Position des Beobachters

Die logisch-wissenschaftliche Denkweise trennt den Beobachter von dem Beobachteten durch Zuschreibung von Objektivität. Das Objekt befindet sich dem Beobachter „gegenüber“ und ist per definitionem, der- bzw. dasjenige, an dem gehandelt werden muß. Der Beobachter wird nicht in die Entstehung der beobachteten Phänomene mit einbezogen, und das Objekt soll dieser Beobachtung gegenüber immun sein. Das dient dazu, den Beobachter über und hinter das Objekt zu stellen.

Die erzählende Denkweise definiert die Beziehung zwischen Beobachter und Objekt neu. Sowohl „Beobachter“ als auch „Objekt“ werden in die auszuführende „wissenschaftliche“ Geschichte mit einbezogen, worin dem Beobachter nun die Rolle des bevorzugten Autors zugeschrieben wird.

Stellt man eine Therapie in den Bezugsrahmen der erzählenden Denkweise, dann geht man davon aus, daß die Lebensgeschichten durch den „Bewußtseinsfilter der Protagonisten“ entstanden sind. Daher werden die abstrakten Begriffe „wir“ und „es“ des subjektivierte Menschen durch die Pronomen „ich“ und „du“ des personalisierte Menschen ersetzt.

Praxis

Eine Therapie, die sich auf die erzählende Denkweise stützt, sollte eine Form annehmen, die

1. vor allem der gelebten Erfahrung des Betroffenen Rechnung trägt;

2. die Wahrnehmung einer sich verändernden Welt durch die Verknüpfung gelebter Erfahrungen in der Dimension Zeit fördert;
3. mit Hilfe des Konjunktivs Voraussetzungen ins Blickfeld bringt, implizite Bedeutungen bildet und vielseitige Perspektiven schafft;
4. Polysemiotik sowie den Gebrauch einer alltäglichen, poetischen und bildhaften Sprache für die Einbettung von Erfahrung in neuen Geschichten fördert;
5. zu einer reflexiven Haltung sowie zu der Erkenntnis, da man selbst deutend an Handlungen beteiligt ist, herausfordert;
6. ein Gefühl dafür vermittelt, daß man, indem man seine Geschichte erzählt und neu faßt, Autor seines Lebens und seiner Beziehungen ist;
7. anerkennt, daß Geschichten jeweils Koproduktionen sind und die sich bemüht, Voraussetzungen zu schaffen, unter denen das „Subjekt“ zum privilegierten Autor wird;
8. ständig die Pronomen „ich“ und „du“ bei der Beschreibung von Ereignissen anwendet.

Das folgende Material soll unsere Verwendung literarischer Mittel in einer solchen Therapie – d. h. einer Erzähltherapie – belegen.

Einladungen

Einladungen sind im Alltag so geläufig, daß sie keiner besonderen Einführung bedürfen. Im Rahmen des Verhältnisses zwischen Arzt und Patienten müssen Einladungsbriefe jedoch ‚seltsam‘ anmuten, da dieses Verhältnis in der Regel darauf beruht, daß ein Patient um eine Unterredung bittet und man ihm dafür einen Termin gibt. Ich (D. E.) nutze diese Einladungen, wenn ich der Meinung bin, daß es wichtig ist, Menschen zu einer Therapie zu bewegen, die sich bisher dagegen sträubten.

Sally

Sechs Wochen nach dem Selbstmord ihres Mannes begann Mrs. Jones mitten in der Nacht umherzuwandern, begleitet von ihrem zwölfjährigen Enkel. Sie erzählte ihrem Nachbarn, sie suche für ihren Enkel, von dem sie annahm, daß er der Sohn ihrer Tochter war, einen Zufluchtsort vor der sexuellen Verfolgung durch ihren Mann. Ihre Töchter Sally (30), Margy (27) und Joan (25) wohnten

alle nicht mehr bei ihr. Mrs. Jones wandte sich schließlich an eine psychiatrische Beratungsstelle. Diese half ihr, sich nach und nach eines 30 Jahre währenden Alptraums sexueller Folter zu „erinnern“ und sich damit auseinanderzusetzen. Dabei war ein kurzer Krankenhausaufenthalt von Hilfe.

Margy und Joan hatten sich vor drei Jahren gegenseitig ihre Mißhandlungen durch den Vater eingestanden. Eine Enthüllung ergab die nächste, so daß sie immer hellhöriger und erregter wurden. Dabei ging es nicht nur um eigenes Leid. Sie machten sich auch Sorgen, daß Joans Töchter, 7 und 4 Jahre alt, mißhandelt würden oder mißhandelt werden könnten. Die gesamte Familie wurde an das Leslie Centre überwiesen, damit die Mißhandlungen der Enkelinnen verhindert und der Familie geholfen werden konnte, ihre Geschichte zu rekonstruieren. Den zwölfjährigen Enkel, entstanden aus der Vergewaltigung der Tochter (Sally) durch den Vater, hatte man bereits von seiner Großmutter abgeholt und zu Joan gebracht. Sally hatte eine umfangreiche psychiatrische Krankengeschichte vorzuweisen, so daß angenommen werden mußte, daß sie sich nicht um ihn kümmern konnte. Manchmal glaubte sie, sie sei von einem Teufel besessen.

Wir trafen uns mit Mrs. Jones, Margy, Joan und Joans Mann, Barry. Alle waren darüber besorgt, daß Sally nicht erschienen war und sich strikt weigerte, je wieder irgend etwas mit Psychiatrie zu tun haben zu wollen. Es war uns jedoch wichtig, daß Sally an der Rekonstruktion der Ereignisse durch die Familie teilnahm, vor allem sich auch zur Unterbringung ihres Sohnes äußerte. Die Familie war auch der Meinung, daß entschieden werden sollte, wie man den Jungen über seine Eltern aufklären könnte. Eileen leitete das Gespräch, während ich den folgenden Brief entwarf. Ich las ihn anschließend vor, um jeden Abschnitt zur Diskussion zu stellen und darüber abstimmen zu lassen.

*Liebe Sally,
wir haben uns im Leslie Centre getroffen und fanden es sehr schade, daß Du nicht da warst. Wir haben so viel über Dich gesprochen, daß wir Dir schreiben wollen. Wir alle stehen vor Bruchstücken unseres Lebens, die zusammengefügt werden müssen, damit unser Leben für uns einen Sinn ergibt und wir einen Unterschied sehen können zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Liebe und Qual, den Lügen, die uns erzählt wurden*

und der Wahrheit, die nun herauskommt. Margy und Joan fühlen sich tief in Deiner Schuld, weil sie erst jetzt vollständig begreifen, daß Du Dich bis zu einem gewissen Grad geopfert hast, um uns zu retten. Du hast uns beigebracht, wie man sich verstecken kann, wie wir uns schützen und wie wir weglaufen konnten. Du hast am schwersten unter der Unterdrückung unserer Familie gelitten. Alle lieben Dich und respektieren und bewundern Dich für das, was Du für andere getan hast. Wir wollen nun den Spieß umdrehen und für Dich tun, was Du für uns getan hast.

In der Vergangenheit hat Dir niemand geglaubt, denn wir konnten uns selbst keinen Glauben schenken. Vor drei Jahren haben Margy und Joan es gewagt, miteinander über die Wahrheit zu sprechen, und seitdem passen unsere Leben auf schmerzhaft Weise zueinander, so daß sich nun Verwirrung und Verrücktheit aufklären.

Wir haben uns als Schwestern in Liebe und Verständnis zusammengesetzt und hätten Dich gern dabeigehabt. Es fehlt uns sehr viel, wenn Du nicht da bist. Das, was Du uns in der Vergangenheit gegeben hast, würden wir Dir jetzt gern zurückgeben, weil Du am meisten gelitten hast und am meisten gequält wurdest.

Wir alle wurden hinters Licht geführt, mit der Folge, daß unser Vater seine Gewalt und seine sexuellen Folterungen an uns allen verüben konnte. Wir alle waren Opfer und haben es heute alle überlebt. Als nächstes müssen wir die Dinge für uns als Individuen wieder geraderücken und Zeugnis ablegen gegen die durch Männer erfolgende Unterdrückung von Frauen und Mädchen. Wir wissen, daß das nicht leicht fallen wird und daß es Zeit braucht, aber wir sind entschlossen, es durchzustehen. Wir wollen so gern, daß Du bei uns bist, damit auch Du zu Dir selbst finden kannst.

Als Familie waren wir ein besetztes Gebiet, in dem unser Vater als Unterdrücker herrschte und uns terrorisierte. Aber heute können und werden wir uns zurückgewinnen, unsere Körper, unsere Würde und unseren Stolz. Das können wir am besten gemeinsam als eine Familie, denn wir haben noch nicht all unsere Kraft verbraucht. Du hast in den schlechten Zeiten am meisten gekämpft und bist wahrscheinlich am meisten geschwächt worden. Wir würden Dir nun gern etwas von unserer Kraft geben, weil wir davon mehr als genug haben. Du hast uns stark werden lassen, zu den starken Frauen, die wir jetzt sind, und wir schulden Dir eine Menge. Du hast so lange allein gekämpft – jetzt werden wir gemeinsam zurückschlagen.

Viele liebe Grüße

Sally nahm an der nächsten Sitzung teil, und als der Brief noch einmal vorgelesen wurde, weinten wir alle.

Haare

Haare war ein 13jähriger Maori, der zum Zeitpunkt seiner Geburt von seinen Großeltern „adoptiert“ worden war. Er war der Sohn ihrer Tochter. Solche Adoptionen sind bei den Maori Sitte. Zuerst starb Haares Großmutter, dann sein Großvater. In dieser Zeit war Haares Asthma nicht mehr in den Griff zu bekommen. Seine leibliche Mutter wurde aus einer anderen Stadt herbeigerufen, um für ihn zu sorgen. Während er von seinen Großeltern aufgezogen worden war, hatte sie nur wenig Kontakt zu ihm gehabt, und das Gefühl, ihn nicht zu kennen, nahm ihr die elterliche Autorität. Während der folgenden neun Monate wurde Haare sechsmal in das Spital eingewiesen, hatte einen Erstickungsanfall und zwei lebensbedrohliche Anfälle. Seine medizinische Versorgung war dürftig, seine Mitarbeit gleich Null, da er sich bei den meisten Besuchen in der Klinik weigerte zu sprechen. Beim letzten Atemstillstand wurde er auf dem Fahrradlenker eines Freundes in die Notaufnahme gebracht. Sein behandelnder Arzt befürchtete, daß er in der nächsten Zeit sterben würde und erlaubte mir, dies der Familie bekanntzugeben. Seine leibliche Mutter nahm an einem Gespräch an meinem Arbeitsplatz gemeinsam mit Haare teil. Haare lehnte es ab, mit mir zu reden, und seine Mutter schien diese Situation zu kränken und zu verwirren. Die im folgenden vereinbarten Termine wurden trotz meiner häufigen Anrufe nicht wahrgenommen.

Ich reagierte daraufhin mit folgendem Brief:

Ich würde mich gern mit Ihnen zusammensetzen sowie mit allen, die sich darüber Sorgen machen, daß Haare sich nicht um seinen Körper kümmert, außer daß er an seinem eigenen Begräbnis teilnehmen und über seinen Leichnam trauern will.

Ich mache mir deswegen große Sorgen. Daher möchte ich Sie bitten, falls Sie sich nicht zu einem Gespräch entschließen können, mich anzurufen und mir zu sagen, daß ich Ihrer Meinung nach alles getan habe, um Haares Sterbeprozess aufzuhalten.

Mit freundlichen Grüßen

D. E.

In den nächsten Tagen rief Haares Mutter an, um einen Termin zu vereinbaren. Ich bestand darauf, daß sie seine gesamte Familie einberufen solle und daß ich erst dann kommen würde, wenn mindestens 20 Leute daran teilnehmen würden. Diese Behandlung einer solchen Krise stimmte durchaus mit den gegebenen kulturellen Gepflogenheiten überein. Bei diesem Treffen einigten sich alle auf die Formulierung, daß „dieser Junge sich nicht genug um sich selbst kümmert und daher sterben könnte“. Haare ignorierte wie gewöhnlich alle, die sich in seinem Haus versammelt hatten. Er hatte auch nach dem Tode der Großmutter die Schule nicht mehr besucht. Es entwickelte sich eine Diskussion darüber, wo Haare leben und wer ihn „bemuttern“ solle. Man vereinbarte, Haare solle bei seiner leiblichen Mutter bleiben, obwohl jeder sah, daß sie ihn nicht sehr gut kannte. Alle brachten ihre Besorgnis darüber zum Ausdruck, daß sie ihn nicht beaufsichtigen könne, zum Teil wegen der allzu nachsichtigen und übertriebenen Fürsorge seiner inzwischen verstorbenen Großeltern.

Einige Entscheidungen wurden einstimmig angenommen. Ein Onkel sollte sicherstellen, daß Haare regelmäßig zur Schule ging. Einige seiner „Tanten“ hatten beobachtet, daß er nie um seine Großeltern getrauert hatte, weil er behauptete, daß „seine Gefühle in seinem Innern bitter wurden“. Sie machten den Vorschlag, daß sie sich in Haares Gegenwart Fotos von den Großeltern ansehen wollten, um sich an sie zu erinnern und zu trauern. Seine leibliche Mutter wurde in ihrem Versuch bestärkt, elterliche Kontrolle über ihn zu erlangen, allerdings unter der Bedingung, daß sie sich an jeden Verwandten um Hilfe wenden konnte. Haares „Vettern“ waren damit einverstanden, ihm den Gang „in die Stadt“ mit ihnen zu verbieten, wenn er an dem Tag nicht zur Schule gegangen war.

Nach diesem Treffen war Haare während zwölf Monaten nur an einem Tag im Krankenhaus und während der nächsten fünf Jahre durchschnittlich zwei Tage im Jahr.

Mrs. S.

Mrs. S. rief am 5. Februar 1985 im Leslie Centre an und bat um Hilfe für ihre Familie. Sie hatte Angst um ihre ältere Tochter Jane (15 ½), von der sie angab, sie habe nur wenig Selbstvertrauen, Konflikte mit ihrer Mutter, sei aggressiv gegenüber anderen Familienmitgliedern und schwänze die Schule. Ein Termin wurde für den 20. März 1985 vereinbart. Zu diesem Zeitpunkt wußten wir nicht viel mehr, als

die Mutter uns gesagt hatte, sowie die Tatsache, daß es sich um eine vierköpfige Familie mit zwei Töchtern handelte. Die andere Tochter war neun Jahre alt.

Zu dem vereinbarten Termin erschien die Familie nicht. Nach 15 Minuten erreichte uns der verzweifelte, hoffnungslose Anruf der Mutter. Jane hatte sich geweigert, zu dem Termin zu erscheinen, und es war zu einem großen Familienkrach gekommen. Unsere Nachfragen ergaben, daß Jane sich unter anderem deshalb weigerte, das Haus zu verlassen, weil sie sehr stark unter Akne litt. Am Ende unseres Telefongesprächs vereinbarten wir ein Treffen in zwei Wochen, mit oder ohne Jane. In der Zwischenzeit wollten wir Jane einen Brief schreiben.

Wir verfaßten folgenden Brief:

*Liebe Jane,
ich schreibe Dir, weil wir uns am vergangenen Mittwoch um 17.00 Uhr nicht zusammensetzen konnten.*

Ich heiße Mary und arbeite seit zwei Jahren am Leslie Centre. Ich habe eine Tochter, die etwas jünger ist als Du.

Als Deine Mutter anrief, um uns mitzuteilen, daß Deine Familie nicht kommen würde, sagte sie, daß es Dir schlecht gehe, weil Deine Akne aufgeblüht war. Ich kann Dich gut verstehen – auch ich habe manchmal einen Hautausschlag im Gesicht und am Hals.

Es fällt mir sehr schwer, Dir zu schreiben, weil ich nicht weiß, wie Du aussiehst. Wenn Du mir ein Foto schickst, sende ich Dir auch eins von mir.

Es ist uns allen ziemlich klar, daß da in Eurer Familie etwas nicht in Ordnung ist. Es ist heute sehr schwer, erwachsen zu werden – ich bin mir sicher, daß es schwerer ist als jemals zuvor. Es sieht so aus, als würdest Du manchmal nicht zur Schule gehen und als hättest Du Schwierigkeiten, mit Deinem Leben zurechtzukommen. Wer wäre darüber nicht unglücklich.

Wenn ich Deine Mutter und Deinen Vater das nächste Mal kennenlernen, denke ich, daß Du wahrscheinlich wieder einen Ausbruch von Akne haben wirst – und ich weiß, wie es ist, wenn man Leute treffen soll, obwohl es einem nicht gut geht – mir geht es oft so.

Ich werde also Verständnis dafür haben, wenn Du Dich nicht danach fühlst zu kommen und Dir über Deine Zukunft Gedanken zu machen. Andererseits fühle ich mich nicht wohl bei dem Gedanken, hinter Deinem Rücken mit Deiner Mutter und Deinem Vater über Dich zu reden.

Ich habe über dieses Problem ein wenig nachgedacht und möchte Dir ein paar Vorschläge machen. Ich bin neugierig, was Du davon hältst:

1. Könntest Du eine Freundin bitten, Dich bei der Sitzung zu vertreten – als Anwalt sozusagen – und für Dich zu sprechen.
2. Wenn Dir diese Idee nicht gefällt, wie wäre es, wenn Deine Mutter oder Dein Vater einen ihrer Freunde aussuchten, die Dich vertreten.
3. Wenn Dir das auch nicht zusagt, was hältst Du davon, wenn wir eine „Standleitung“ einrichten, so daß Du per Telefon an der Sitzung teilnehmen kannst. Dann kann ich Dich anrufen, wenn ich den Eindruck habe, daß Deine Eltern vergessen haben, wie es ist, wenn man so alt ist wie Du. Ich kann Dich dann fragen, wie es Dir dabei geht.

Es sieht so aus, als würden sich Deine Eltern ganz schön Sorgen machen um Dich.

Wenn Du Deinen Eltern diesen Brief zeigen willst, macht das nichts. Mir wäre es aber lieber, wenn Du es nicht tun würdest.

Ich habe vor, Deine Mutter und Deinen Vater am Mittwoch, dem 3. April um 17.30 Uhr zu treffen. Ich schlage vor, Du kommst mit oder auch nicht oder Du läßt Dir die anderen Vorschläge durch den Kopf gehen. Das überlasse ich Dir.

*Für heute Tschüß und viele Grüße
Deine Mary*

Die Familie erschien zu dem nächsten Termin vollzählig. Jane nahm lebhaft an der Diskussion teil. Wir hatten zwei Sitzungen mit der Familie und zwei Sitzungen mit den Eltern.

An dem Kontrolltermin im Februar 1986 besuchte Jane regelmäßig die Schule und ging mit einem Freund aus, hielt sich aber an die von den Eltern gesteckten Grenzen. Konflikte zwischen Jane und ihren Eltern wurden jetzt als „nichts im Vergleich zu vorher“ und „völlig normal“ beschrieben.

Entlassungsbriefe

Ich (D. E.) habe bei der Entstehung vieler Briefe mitgewirkt, die Menschen aus einem bestimmten Rollenverhalten entließen, wie zum Beispiel aus der Rolle der „elterlichen Aufsichtsperson“, des „elterlichen Eheberaters“, des „väterlichen Bruders“ usw. Folgende Briefe sind Beispiele dafür.

Charlotte/Danny

Charlotte wollte nach neun Jahren Drogenabhängigkeit ihre Rolle als „Mutter“ für ihren zwölfjährigen Sohn Danny wieder aufneh-